

Zeugnis. Wen es bezeugt, faßt am kürzesten Pascal zusammen in dem Wort: „*Nicht der Gott der Philosophen, sondern der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs*“. Das ist eine lebensnotwendige Orientierung alles menschlichen Nachdenkens über das Letzte und den Letzten. Die Versuchung, über Gott zu verfügen, und zwar auf dem Wege der Philosophie oder der Magie, ist eine Uerversuchung des Menschen. Die Botschaft vom Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der von sich aus den Dialog mit den Menschen sucht und beginnt, ist das Erbe, das Israel der Menschheit geschenkt hat. Die dialogische Existenz des Menschen ist bezeugt in allen heiligen Schriften dieses Volkes, die auch die heiligen Schriften der Christenheit sind. Dialog heißt zunächst Wort. In einer Zeit, die das Wort mehr und mehr entwertet und Bilder und Zeichen an seine Stelle setzt, ist es nicht selbstverständlich, daß echter Dialog zustande kommt. Sollte uns nicht das Gespräch mit jenem Volk helfen können, dessen Kultur in einzigartiger Weise auf dem Worte beruht?

Dialog heißt auch Antwort. Echte Antwort ist Verantwortung. Solche Verantwortung für den Menschen, für das Volk, für die Zukunft der Welt ist echter Brüderlichkeit wesentlich. Sie beschränkt sich nicht auf unverbindliche Gefühle, schon gar nicht auf eine bloße „Woche der Brüderlichkeit“. Das genügt nicht. Sie weiß um den gemeinsamen Vater, um die gemein-

same Verheißung. Sie hält fest an der unverlierbaren gemeinsamen Hoffnung. Am Anfang der Welt steht die Gottesoffenbarung der Schöpfung, am Ende das universale Gericht und die Fülle der Zeit. Welt und Menschen haben einen sinngegebenen Anfang und ein sinngegebenes Ende.

Zum gemeinsamen Erbe der Juden und Christen gehört das Wissen um die Geschichtlichkeit des Menschen, und in Zuordnung mit ihr um die Möglichkeit des Menschen, in Widerspruch zu treten zum Sinn der Schöpfung. Das ist nicht nur eine individuelle Angelegenheit. Auch Völker können abfallen von ihrem Sinn, können heilsame Erfahrungen, die sie einmal machten, wieder vergessen. Nicht für alle ist die Geschichte eine Lehrmeisterin.

Das ist heute besonders bedeutsam. Der zeitliche Abstand von den Greueln des Nazismus wächst, und neu in die Geschichte eintretende Völker leben nicht aus der Erinnerung. Brüderlichkeit muß in den Völkern immer wieder neu gelebt werden, neu gelehrt und gelernt. Diejenigen, die das gemeinsame Geschenk und Erbe des Glaubens an Gott den Vater verbindet, sind vor allen anderen gerufen, das Beispiel der Brüderlichkeit zu geben. Sie tun damit allen Menschen einen entscheidenden Dienst, nämlich ernst zu nehmen, was für alle zum Leben und zum Überleben heute notwendig ist: als Brüder miteinander zu sprechen.

4. Kirche immer aus Juden und Heiden

Vortrag von Dr. Willehad Eckert O. P., gehalten auf der Studienwoche der Österreichischen Katholischen Hochschuljugend in Kremsmünster im August 1964¹

Wem es gegönnt ist, zu den alten Kirchen Roms zu pilgern, dem werden in Mosaiken und Fresken immer wieder zwei Frauengestalten begegnen, die die *Ecclesia ex Judaeis* und die *Ecclesia ex gentibus*, die Kirche aus den Juden und die Kirche aus den Heiden, symbolisieren. Was die beiden Symbolgestalten bedeuten, erkennen wir, wenn wir uns mit der Theologie der Kirchenväter vertraut machen. Schon früh sinneten die christlichen Theologen über das Geheimnis der Berufung nach. Justin der Märtyrer und Klemens von Alexandria nehmen den Logosbegriff als ihren Ausgangspunkt. Am Logos hatte die Prophetie der Juden, der wir in der Bibel begegnen, aber auch die Weisheit der Griechen teil. Soweit die Philosophen einander widersprachen, vertraten sie nur ihre eigenen Meinungen, hatten nicht am Logos Anteil, soweit ihr Suchen aber zu einem gemeinsamen Finden der Wahrheit wurde, wirkte das Wort Gottes in ihnen. Auch sie wurden Wahrheitszeugen, mußten durch ihren Tod der Wahrheit Zeugnis geben, waren Märtyrer wie die Propheten. Was in den Worten der Propheten und Philosophen sich ankündigte, hat sich in dem Kommen Christi erfüllt, das Wort Gottes selbst trat unter die Menschen. Die Ströme der Offenbarung vereinigten sich in einem einzigen großen Strom, dem der Christenheit. Was im ersten Vers des Hebräerbriefes angedeutet ist, sahen die Kirchenväter in der Geschichte Christi und seiner Kirche erfüllt. Aus dem Miteinander der in Christus geeinten Kirche aus Juden und Heiden konnte aber leicht ein Nacheinander werden, denn die Zahl der Christen aus den Heiden war schon wenigstens seit Beginn des zweiten Jahrhunderts größer als die aus den Juden. Seit dem vierten Jahrhundert gab es keine nennenswerte Zahl von Christen aus dem Judentum mehr, wenigstens nicht, soweit es sich um

Glieder der Kirche handelte. Eine andere Frage ist es, wie lange jüdenchristliche Sekten außerhalb der Kirche bestanden. Als Folge des Rückgangs des zahlenmäßigen Anteils der Christen aus dem Judentum wandelte sich der Sinn, der mit den beiden Frauengestalten verbunden wurde. Die Kirche aus den Juden wurde als die Schar der Auserwählten, der Patriarchen und der Propheten, und aller, die Gott die Treue hielten, in der Zeit des Alten Bundes verstanden, denen nun die Kirche der Heiden, der Erwählten aus dem Neuen Bund gegenübergestellt wurden. Wie der Neue Bund den Alten abzulösen schien, so traten die Christen aus den Heiden scheinbar als die rechtmäßigen Erben an die Stelle der Juden, waren die legitimen Nachfolger und Nachkommen der Patriarchen und Propheten. Im Blick auf Christus einten sich die beiden Kirchen. Die Kirche aus den Juden gehörte in dieser Betrachtungsweise der Vergangenheit an, die Kirche aus den Heiden der Gegenwart. Die Gleichung ging allerdings nicht ganz auf. Sie stand im Gegensatz zur Verheißung des Apostel Paulus im Römerbrief (c. 11, 25—31). Da der Apostel die Bekehrung des ganzen Israel weissagt, sobald die Vollzahl der Heiden eingetreten ist, kann Kirche aus den Juden nicht einfachhin der Vergangenheit angehören, sondern muß auch eine Zukunft haben. Die Erwartung der Bekehrung des ganzen Israel zu Christus in der Endzeit begründete die Duldung der Juden in der Zeit, eine Duldung freilich, die sich viele Einschränkungen gefallen lassen mußte und nicht verhindern konnte, daß die Juden in praxi den Christen weitgehend als ein Hindernis, mehr noch als ein Ärgernis galten. Die zahlreichen Verfolgungen der Juden durch Christen sprechen eine nur zu deutliche Sprache. Als die Kirche aus den Juden und die aus den Heiden im Sinne eines Nacheinander verstanden wurde, da wurde dem Miteinander der beiden Frauengestalten ein neuer Sinn unterlegt. Im Mittelalter deutet das Miteinander der beiden Frauen das Gegenüber, die Zwietracht von Kirche und Synagoge an, die beiden konkurrierenden Heilsgemein-

¹ Manche Gespräche in Kremsmünster und in Rom anläßlich der Konzilsdebatte gaben Anregung, das Thema erneut zu überdenken, nach neuen Formulierungen zu suchen.

schaften¹. Das Thema von der Kirche aus Juden und Heiden geriet fast in Vergessenheit. Der neuzeitliche Antisemitismus, der die Rasse vergötzt, der in Naturalismus und Determinismus verhardt, mußte sich zwangsläufig gegen den christlichen Glauben ebenso wie gegen das Judentum wenden. Das gilt für jede der Spielarten des modernen Antisemitismus, ganz besonders aber für die Form, die er unter Hitler annahm. Msgr. John Oesterreicher, Consultor des Sekretariats für die christliche Einheit, hat das sehr deutlich ausgesprochen: „Für Hitler waren die Juden ein Symbol. Entschlossen, eine Geschichtsperiode einzuleiten, in der der Dekalog geächtet und das Gewissen ausgeschaltet sein würde, erkannte Hitlers Spürsinn in ihnen das Volk, das den Sinai umstand. Mit dem Instinkt Kains sah er in ihnen ein Zeichen der Sorge Gottes für Seine Schöpfung, eine Erinnerung an die Geschichte unseres Heiles. Als er die Juden ins Konzentrationslager warf, suchte er den Menschen einzukerkern, das Geschöpf, das *capax Dei* ist, weil es nach dem Ebenbilde Gottes geformt wurde. Indem er die Juden unter die Erde brachte, wollte er das Fleisch und Blut Christi für immer vom Erdboden verschwinden lassen“². In Auschwitz haben die Juden, so erklärt Msgr. Oesterreicher an anderer Stelle, die Last der Christen mitgetragen³. Die meisten der in den KZs schmachtenden Juden mögen sich dessen kaum bewußt gewesen sein, wie auch die Christen nur zum geringen Teil bisher dies erkannt haben. Aber das mindert nicht die Richtigkeit noch die Bedeutsamkeit dieser Erkenntnis. Unter dem Eindruck des wachsenden Antisemitismus wurde das Nachsinnen über das Thema der Kirche aus Juden und Heiden wieder aktuell. Man kann sich diesem Thema in theologischer Betrachtung zuwenden. Die Exegese des Römerbriefes bietet dazu gute Möglichkeiten. Man wird aber auch nicht auf die historische Untersuchung verzichten dürfen. Es ist wohl kein Zufall, daß sich Forscher, denen am christlich-jüdischen Gespräch liegt, gerne der Geschichte des Judentums zugewendet haben.

Ein halbes Jahr vor der Regierungsübernahme durch die Nationalsozialisten in Deutschland hielt Erik Peterson auf den Salzburger Hochschulwochen im Sommer 1932 drei Vorlesungen, denen er den Titel gab: Die Kirche aus Juden und Heiden. Im Frühjahr 1933 erschienen diese Vorlesungen im Druck⁴. Im Vorwort erklärt der Verfasser, er habe den Weg der biblischen Exegese gewählt, „um patristisches Gedanken- gut, das vielfach in Vergessenheit geraten ist, aus der Offenbarung heraus zu entwickeln“. Die Akzentsetzung seines Buches ist jedoch etwas anders, als es bei der Väterexegese weitgehend der Fall ist. Dort geht es mehr um die Frage nach dem Schicksal der Juden, des jüdischen Volkes, das nicht zu Christus gefunden hat, und seine endgültige Rettung. Die Väterexegese ist dabei in zunehmendem Maße von der anti-jüdischen Polemik bestimmt. Während noch Origenes auf richtig Anteil am Schicksal des jüdischen Volkes nimmt und für ihn Kirche und Synagoge fast Geschwister sind, vermögen die Späteren fast nur noch die Juden als Abtrünnige zu sehen, für die harte Verurteilung gerade gut genug ist⁵. Demgegen-

über betont Erik Peterson mehr die Eingliederung der Juden in die Kirche. Bezeichnend ist, daß zwar seine Vorträge in Salzburg Aufsehen erregten, das Buch jedoch, wie eine katholische Kirchenzeitung in dieser Zeit bemerkt, anscheinend nur wenige Leser fand. In der Rezension hieß es damals: das Buch gebe die einzig mögliche, weil „theologische Antwort auf die Judenfrage, die erst dann befriedigend und gültig gelöst werden wird, wenn die Juden als Volk in die Kirche eingetreten sind“¹. Diese Bemerkung zeigt deutlich genug, wie weit auch wohlmeinende Katholiken in den dreißiger Jahren von der Einsicht entfernt waren, die die Erklärung zum Verhältnis der Katholiken zu den nichtchristlichen Religionen (sogenannte Judenerklärung) auszeichnet, die am 20. November 1964 von fast 1700 Konzilsvätern uneingeschränkt gebilligt wurde. Während in dieser Erklärung das gemeinsame Erbe von Juden und Christen betont wird, die Fortdauer der Gnadengaben für die Juden und die Liebe Gottes zum jüdischen Volk und daraus gefolgert wird, daß um des gemeinsamen geistlichen Erbes willen Christen und Juden in gegenseitiger Kenntnis und Wertschätzung miteinander verbunden sein sollten und aus diesem Grunde gemeinsame Studien und Gespräche begrüßt werden, sah der Rezensent damals nur die Lösung der sogenannten Judenfrage in einem Aufgehen der Juden in der Kirche. Das entsprach weitgehend den Intentionen der Arbeit von Peterson. Nicht umsonst setzt seine Untersuchung mit einer Erklärung des Kapitels 9 des Römerbriefes ein. Für Peterson liegt die Schuld der Juden in ihrem „fleischlichen“ Denken. Er unterscheidet ‚fleischlich‘ von ‚sinnlich‘. Es geht ihm nicht etwa um den Vorwurf sexueller Ausschreitung, den Antisemiten nicht ungern Juden zu machen pflegten. Fleischlichkeit meint vielmehr die Betonung des natürlichen Zusammenhangs. Gott wählte sich ein Volk aus den Völkern der Welt aus. Das einmal erwählte Volk konnte aufgrund seiner natürlichen Fortdauer glauben, für immer das erwählte Volk zu sein: „Die einzige Gefahr, von der es aus diesem Gesichtspunkt heraus bedroht war, konnte nur in der Bedrohung seiner natürlichen Fortdauer erblickt werden. An diesem einen Punkt hing alles. Man versteht, welches Gewicht jetzt die ‚fleischliche‘ Sphäre für die Juden bekommen mußte. . . . Man darf diesen Begriff nicht mit dem der Sinnlichkeit verwechseln. Der Jude ist fleischlich, der Heide ist sinnlich. Das sind zwei ganz verschiedene Tatbestände. Diese Sphäre der ‚Fleischlichkeit‘ ist für die Juden unvermeidlich, weil der Begriff der Erwählung Israels letztlich in der natürlichen Sphäre haften bleibt“². Dem fleischlichen Israel stellt er das Pneumatische in der Ecclesia gegenüber, der Zugehörigkeit zum erwählten Volk durch Geburt setzt er die Zugehörigkeit durch Erwählung entgegen. In diesem Sinne löst dann die Kirche als das wahre Israel die Synagoge ab, die aufgehört hat, den Titel Israel im eigentlichen Sinne zu verdienen. Hier ist Peterson ganz im Banne der patristischen Theologie. Dabei ist ihm zuzubilligen, daß in der Tat jüdischerseits der natürliche Zusammenhang der Glieder des erwählten Volkes betont wird. Nach jüdischer Auffassung wird man in das von Gott erwählte Volk hineingeboren und verbleibt in ihm auch, wenn man persönlich seinen Glauben eingebüßt hat. Darum wird die Konversion geradezu als Verrat am jüdischen Volk empfunden. Karl Stern hat dies in seiner Autobiographie sehr klar geschildert, wenn er dort unterscheidet zwischen der Konversion eines Nichtjuden und der eines Juden zum Christentum. Jede Konversion ist ein persönliches Sterben. Bei der Konversion eines Juden aber scheint das Volk in ihm zu sterben³.

1 Zum Gestaltwandel vgl. A. Weis, Die Synagoge am Münster zu Straßburg, in: Das Münster, Bd. 1 (1957), 65–80; ders., Ecclesia und Synagoga, in: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte Bd. 4 Sp. 1189; W. Eckert, Geehrte und geschändete Synagoge, in: Christen und Juden — Ihr Gegenüber vom Apostelkonzil bis heute, hrsg. von W. D. Marsch und Karl Thieme, Mainz/Göttingen 1961, 67–90; viel Material bietet auch W. Seiferth, Synagoge und Kirche im Mittelalter, München 1964, der freilich oft an der Oberfläche bleibt und leider die neuere Literatur zum Teil unberücksichtigt läßt.

2 J. Oesterreicher, Das Konzil und die Juden, in: W. P. Eckert und E. L. Ehrlich, Judenhaß — Schuld der Christen?! Versuch eines Gespräches, Essen 1964, 381 f. [s. u. S. 140].

3 J. Oesterreicher, Auschwitz, der Christ und das Konzil, Meitingen und Augsburg 1964 [s. u. S. 145].

4 E. Peterson, Die Kirche aus Juden und Heiden = Bücherei der Salzburger Hochschulwochen II, Salzburg 1933.

5 Vgl. K. H. Schelkle, Paulus — Lehrer der Väter und die altkirchliche Auslegung von Römer 1–11. Düsseldorf 1956; außer seinen Ausführungen zur Väterexegese anläßlich der einzelnen Paulusverse sei hier besonders auf Abschnitt III der Zusammenfassung verwiesen. 419–423.

1 Leider liegt diese Rezension mit nur einem Ausschnitt vor, aus dem hervorgeht, daß sie in einer katholischen Kirchenzeitung erschienen ist. Jedoch weder Ort noch Datum sind feststellbar. Trotzdem lege ich Wert auf dieses Zitat, weil es höchst charakteristisch für die Haltung der Kirche der damaligen Zeit den Juden gegenüber ist.

2 E. Peterson, a. a. O. 25 ff.

3 Vgl. K. Stern, die Feuerwolke, Salzburg 1964. [Vgl. FR VIII, 29/32, S. 59 r.]

Peterson legt großen Wert auf den Begriff der Erwählung aus der Gnade. Diese Erwählung ist freies Gnadengeschenk Gottes. Sie geht jedem Verdienst voraus. Er verweist daher auf das von Paulus gebrachte Beispiel der beiden Söhne der Rebekka, den älteren, Esau, hat Gott schon vor der Geburt verworfen, den jüngeren, Jakob, aber erwählt (Röm 9, 13). Doch gibt er sich damit nicht zufrieden. Einmal geht es ihm darum, den Christen vor Überheblichkeit zu warnen. Wenn nämlich die Geburt allein noch nicht alles ist, sondern die Erwählung hinzukommen muß, was ist dann von den Christen aus den Heiden zu sagen, die ihrer Berufung untreu geworden sind? Sie haben dann gar keinen Vorzug mehr, während den Juden doch das Privileg der natürlichen Zugehörigkeit zu dem ersterwählten Volk auf jeden Fall bleibt. Ebenso sehr betont er die Unveränderlichkeit und Unbereubarkeit der Entschlüsse Gottes. Die Juden sind das von Gott ursprünglich geliebte Volk. Deshalb will Gott die Rettung des ganzen Israel. Und weil Paulus, so betont Peterson, davon überzeugt ist, daß Gottes Wort keinen Mißerfolg gehabt hat, muß die Erwählung Israels andauern. Aber er setzt hinzu, man müsse das Wort von der Erwählung pneumatistisch, eschatologisch verstehen. Das erwählte Israel ist, so interpretiert er, dasjenige, das sich in der Ecclesia darstellt, zu der Juden und Heiden gehören. Damit kommt er zum eigentlichen Thema seiner Untersuchung. Kirche ist für ihn Gemeinschaft der Juden und der Heiden, die sich von Christus rufen lassen. In der natürlichen Ordnung bleiben die Unterschiede von Juden und Heiden bestehen, hinsichtlich der Berufung durch ein und denselben Kyrios aber sind Juden und Heiden einander gleich. Auch innerhalb der Kirche ist im natürlichen Bereich eine Unterscheidung von Judenchristen und Heidenchristen möglich, bis zur Hadrianischen Zeit waren in Jerusalem alle Bischöfe Judenchristen. Die Hineinnahme der Judenchristen ist für die Kirche notwendig, denn dadurch wird vermieden, von einem Nacheinander von Judentum und Christentum zu sprechen. Eine solche Betrachtungsweise charakterisiert Peterson als heidnisch, indem er sich auf das von Paulus gewählte Bild vom Ölbaum beruft, in dem wilde Zweige, das sind die Christen aus dem Heidentum, eingepflanzt werden. Die Betonung der Gleichzeitigkeit von Judentum und Christentum aus der Sicht des Apostels Paulus war zweifellos gerade zu Beginn der nationalsozialistischen Ära ein besonderes Verdienst der von Peterson vorgelegten Untersuchung¹.

Die Frage nach einer Kirche aus Juden und Heiden hat nach dem zweiten Weltkrieg Gregory Baum in seinem Buch: Die Juden und das Evangelium eingehend behandelt². Er geht über Peterson insofern noch hinaus, als er unter Betonung der übernatürlichen Gleichheit der Christen aus den Juden und aus den Heiden noch stärker die natürliche Besonderheit der Juden- und der Heidenchristen unterstreicht. Auf der einen Seite weist er darauf hin, daß Christus aus den beiden Völkern ein Volk, das neue Gottesvolk, gemacht hat: „Die Gabe, die Christus den Gläubigen bringt, ist nicht einfach ihr eigenes Heil; nein, es ist viel mehr, er faßt sie ja in eine Gnadengemeinschaft zusammen, nimmt sie in ein heiliges Volk auf, von dem christlichen Autoren der Antike sagten, es sei das tertium genus, das dritte Volk, das sich von den zwei anderen, den Juden und den Heiden, unterscheidet und höher stehe als die beiden“³. Aber die durch die Gnade der Erwählung bedingte Einheit hebt die natürliche Besonderheit nicht auf. Das festzustellen, heißt nicht der vollkommenen Brüderlichkeit Abbruch zu tun. Im Gegenteil: Die Liebe fordert die Anerkennung des anderen in seiner Besonderheit, in seinem Anderssein. Mit Peterson betont auch Baum, daß Juden und Heiden in der Kirche verschiedene Plätze dank ihrer verschiedenen Stellung innerhalb der Heilsgeschichte einnehmen

unbeschadet ihrer Einigung zu einem neuen Volk Gottes. Die Juden sind ihrer Natur entsprechend, also aufgrund des Hineingeborenwerdens in das von Gott erwählte Volk, Glieder auch des erneuerten Gottesvolkes, die Heiden aber wider ihre Natur durch Adoption. Dann aber ist es berechtigt, daß die Juden- und die Heidenchristen jeweils besondere Formen des Kultes entwickeln, daß sie sich in der Form ihres Gebetes und ihrer Einstellung zum Alten Testament unterscheiden dürfen. Folglich war es nicht notwendig, daß die Juden „infolge der Gründung einer allumfassenden Kirche als völkische Gemeinschaft in der Kirche verschwinden sollten. Paulus erwartete nicht von den Juden, die Christen wurden, daß sie ihre kulturelle oder völkische Identität aufgeben sollten. Sie konnten ja in der Kirche Juden bleiben. Denn der christliche Glaube sollte den Juden den tiefen Sinn dafür geben, daß er zum Volk Israel gehört, ebenso wie der Heide in der Kirche ein tiefes Verständnis für seine heilsgeschichtliche Stellung und den Weg finden sollte, auf dem das Heil zu ihm gekommen ist“¹. In diesem Sinne meint Gregory Baum, wohl nicht zu Unrecht, es habe außerhalb der Vorstellungen des Völkerapostels gelegen, anzunehmen, es würde jemals eine Zeit kommen, in der das Volk der Juden als Volk nicht mehr in der Kirche vertreten sein würde. Im Gegenteil, für Paulus sei es unvorstellbar gewesen, daß jemals der Tag kommen werde, wo ein Christ gewordener Jude genötigt sein würde, das Zugehörigkeitsgefühl zu dem Volk, dem er entstammte, aufgeben zu sollen. G. Baum betont darum zu Recht, daß die von Christus stammende Kirche auch dann nicht aufhören werde, Kirche aus Juden und Heiden zu sein, wenn es keine jüdischen Gemeinden mehr gäbe; „denn die Kirche bleibt immer das eine neue Volk, das aus der Vereinigung aus Juden und Heiden entstanden ist“². In der Konsequenz dieser Ausführungen liegt, daß eine kirchliche Gemeinschaft von Christen, die aus dem Judentum stammen, z. B. im Staat Israel, selbst wenn sie zahlenmäßig gering ist, für die Kirche von größter Bedeutung ist, weil sie an den Ursprung der Kirche aus Juden und Heiden erinnert.

Die Erwägungen, die sich an die Erklärung des Römerbriefes knüpfen, können nicht absehen von der kirchengeschichtlichen Bedeutung des Judenchristentums. In der Spannung zwischen der Kirche aus den Heiden und den Juden ist die judenchristliche Gemeinde zerrieben worden. Ihre Bedeutung wird sehr verschiedenartig beurteilt. Unzweifelhaft hat das Judenchristentum geistesgeschichtlich eine relativ geringe Rolle gespielt. Keiner der großen Kirchenlehrer und Kirchenväter ist aus dem Judenchristentum hervorgegangen. Die erhaltenen literarischen Zeugnisse können sich mit denen der Heidenchristen nicht messen. Wilhelm Michaelis stellt in seiner Vorbemerkung zu den judenchristlichen Evangelien³ mit Recht fest, daß es einer ungewöhnlichen geistigen Kraft bedurft hätte, sich trotz der ungünstigen historischen Lage zu behaupten. Denn schon die äußeren Ereignisse, die Zerstörung Jerusalems im Jahre 70, und die Katastrophe, in der der Bar-Kochba-Aufstand im Jahre 135 endete, wirkten sich verhängnisvoll für den Bestand des palästinensischen Judenchristentums aus. Bedenkt man, daß in der gleichen Zeit infolge der Verengung der bisherigen Vielfalt des Judentums nach dem Jahre 70 auf die pharisäische Richtung die Synagoge sich gegenüber dem Judenchristentum verschloß, so ist es nicht verwunderlich, daß dieses auf die Dauer von geistiger und schließlich auch biologischer Verkümmern bedroht war. Auch Hans Joachim Schoeps, der sich seit vielen Jahren mit der Geschichte des Judenchristentums beschäftigt hat, sieht in ihm eine religiöse Richtung, die letztlich dazu verurteilt war, eine sektiererhafte Existenz zu führen. Schoeps meint, die Ansicht, die bereits Franz Rosenzweig in seinen Briefen

1 Vgl. E. Peterson, a. a. O. 60 ff.

2 G. Baum, Die Juden und das Evangelium, Eine Überprüfung des Neuen Testaments. Aus dem Englischen von E. Strakisch. Einsiedeln 1963, 337 bis 347. [Vgl. FR XV, 135 r.]

3 G. Baum, a. a. O., 341.

1 G. Baum, a. a. O., 345.

2 G. Baum, a. a. O., 346.

3 W. Michaelis, Die apokryphen Schriften zum Neuen Testament. Sammlung Dieterich, Bd. 129, Bremen 1956, 112 ff.

geäußert hat, bestätigen zu müssen, daß die Judenchristen in ihrer Addition von Gesetz und Christusglauben als Anachronismus oder als Paradoxie anzusehen seien¹. Ihre religionshistorische Bedeutung sieht er im Einfluß bzw. im Wiederaufleben ihrer Konzeptionen im Islam. Der Versuch, am Gesetz festzuhalten und sich gleichzeitig zu Christus zu bekennen, habe scheitern müssen. Die Kirche sei Kirche aus Juden und Heiden, insofern aus beiden ein Volk unter Aufhebung der natürlichen Gegensätze geworden sei. Darum habe Hieronymus das kirchliche Verdikt über die häretisch gewordenen Judenchristen in die Formel bringen können: „Sed dum volunt et Iudaei esse et Christiani, nec Iudaei sunt nec Christiani. — Solange sie zugleich Juden und Christen sein wollen, sind sie weder Juden noch Christen“². Demgegenüber ist das Urteil von Georg Strecker im Nachtrag zu Walter Bauers aufschlußreichem Buch, Rechtgläubigkeit und Ketzerei im ältesten Christentum, weit positiver³. Er stellt fest, daß vor allem in Syrien das Judenchristentum eine eigenständige Entwicklung durchmachte, die keineswegs von vorneherein sektiererische Formen angenommen hat, sondern jahrhundertlang parallel zur Großkirche (gleich Kirche aus den Heiden) verlief. Daß die Judenchristen fast allgemein in den kirchlichen Sektenkatalogen als Ebioniten verschrien werden, beruhe auf höchst einseitiger Darstellung. Die neuere Kirchen- und Religionsgeschichte sei allzu widerspruchsfrei der antiken Kirchengeschichtsschreibung gefolgt. Aus der spärlichen Überlieferung judenchristlicher Zeugnisse allein dürfe man nicht die faktische Bedeutungslosigkeit des Judenchristentums folgern, solange man nicht die verschiedenartigen Titel der judenchristlichen Literatur selbst berücksichtige. Allerdings dürfe man sich nicht damit begnügen, sich lediglich auf das palästinensische Judenchristentum zu beschränken. Unter anderem wertet er die in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts in Syrien verfaßte Didaskalia aus. Da das Buch sich als Apostellehre gibt, ist es nicht überraschend, wenn der Verfasser von den Juden als den Brüdern spricht. Zumal er sich dabei auf das Alte Testament, insbesondere auf den Propheten Jesaja beruft. Doch ist der Verfasser mit dem Judentum wohl vertraut. Den Namen Juden erklärt er als: „Juden bedeutet Bekenntnis.“ Mit den Sabbat- und Festbräuchen zeigt er sich vertraut. Strecker kommt daher zum Schluß, daß in der Umwelt des Verfassers offenbar zwischen Christen und Juden ein lebendiges Verhältnis bestanden haben muß. Daß die christliche Gemeinde in Syrien stark vom jüdischen Gedankengut beeinflusst wurde. Ebenso geht Strecker auf die judenchristlichen Elemente in den Pseudoklementinen ein. In ihnen wird bejaht, daß das Judentum bis auf den heutigen Tag vorbildlich sein könne, wird die israelitisch-jüdische Kontinuität bejaht, wird erklärt, daß zwischen dem Gesetz Moses und dem wahren Propheten Jesus ein Gegensatz nicht besteht. Zum Erweis, daß dieses Judenchristentum noch nicht in die Situation des Sektierertums abgedrängt war, zieht Strecker Justins Dialog mit dem Juden Tryphon heran. In diesem Dialog stellt Tryphon die Frage, ob ein Angehöriger des jüdischen Volkes gerettet werden kann, wenn er an Jesus als den Christus glaube, jedoch zugleich die mosaischen Gesetze beobachte. Justin antwortet, jüdische Christen, die selbst am jüdischen Gesetz festhalten, von den Heidenchristen jedoch einen solchen Gesetzesgehorsam nicht fordern, können gerettet werden. Die zum Judentum abfallenden Christen, die den Christusglauben aufgeben, können nicht gerettet werden. Ebenso wenig können die Juden, die sich zu Christus nicht bekehren wollen, gerettet werden. Aus diesem Schema kann

man ersehen, daß die Judenchristen für Justin noch nicht ohne weiteres außerhalb der kirchlichen Gemeinschaft standen. Auch bei Origenes ist das Bild der Judenchristen noch sehr vielschichtig. Häretische Verirrungen sind ihm nicht unbekannt, aber er findet, daß es auch durchaus rechtgläubige Richtungen unter den Judenchristen gibt. Die einseitige Verurteilung aller Judenchristen scheint sich zunächst im Westen durchgesetzt, dann auf den Osten übergegriffen zu haben. Mit der Ausschaltung des Judenchristentums bzw. mit seinem Ausscheiden aus der Kirche verlor diese einen natürlichen Mittler zwischen den Juden und den Heidenchristen. Das Gespräch, das schon am Ende des Jahrhunderts durch die wechselseitige Polemik behindert war und nur selten stattfand, wurde durch das Ausscheiden des Judenchristentums aus der Kirche wesentlich erschwert. Noch im Mittelalter ist etwas von der Tragik des Verlustes zu spüren. So stellt sich etwa Joachim von Fiore die Frage, wann und warum die Judenchristen aus der Kirche ausgeschieden seien. In seinem Evangelientraktat beschreibt Joachim von Fiore, wie zwar ursprünglich viele Tausende von Juden an Christus geglaubt und zugleich das Gesetz des Moses befolgt hätten und dies sechzig Jahre seit der Passion des Herrn, dann aber im Glauben an Christus irrefgeworden seien. Dennoch seien sie nicht richtig zur Wahrheit des Evangeliums eingetreten, die Juden- und Heidenchristen wären daher einander feind geworden und so sei schließlich die Kirche der Juden verfallen und habe der Glaube in Israel aufgehört. Daher hat für ihn der *populus gentilis* schon vor dem *populus iudaicus* einen Vorrang⁴. Wenn Joachim von Fiore, der nicht ohne Verständnis für das Judentum seiner Zeit ist, bereits den Heidenchristen vor den Judenchristen einen Vorzug gibt, wieviel mehr mußte die Stellung der Christen aus dem Judentum in den Augen judenfeindlicher Christen zweifelhafter Natur sein. Das Bestreben vieler Konvertiten, die Echtheit des neugewonnenen Glaubens durch Herabsetzung der Religionsausübung der Juden zu beweisen, wird begreiflich aus der Haltung des Mißtrauens, das ihm die Christen entgegenbrachten. Die Tragödie der Marranen in Spanien und Portugal fällt ebenfalls in dieses Kapitel⁵. Immerhin hat es mindestens noch im Frühmittelalter Christen gegeben, die ihre jüdische Abstammung nicht verleugnet haben. So hält Paul Alvarez von Córdoba dem aus Frankreich flüchtenden Diakon Bodo, der zum Judentum übergetreten war und den Namen Eliezer angenommen hatte, vor: „Wer könnte den Namen eines Israeliten mehr in Anspruch nehmen? Du, der du sagst, du seist vom Götzendienst zurückgekehrt und nicht dem Volksstamme, sondern dem Glauben nach Jude, oder ich, der ich dem Glauben und dem Volke nach Hebräer bin?“⁶ Paul Alvarez empfand also seinen christlichen Glauben als Erfüllung des jüdischen. Weit häufiger war aber die Empfindung, den jüdischen Glauben wie einer Fessel entflohen zu sein, vom Tod zum Leben gekommen zu sein. In diesem Zusammenhang müssen wir es uns versagen, auf das Problem der judaisierenden Christen in Spanien einzugehen, d. h. Juden, die nur aus Zwang den Glauben angenommen hatten, aber heimlich der alten Religion treu geblieben waren. Sie waren gewiß nicht die geeigneten Vermittler zwischen Kirche und Synagoge.

Weil Kirche im Laufe der Geschichte in praxi fast ausschließlich Kirche aus den Heiden wurde, fehlt es zumeist an einer Besinnung über das Eingewurzeltsein der Kirche im Judentum. Erst die Entfaltung der Ekklesiologie in unserer Zeit

¹ Vgl. zuletzt Hans Joachim Schoeps, Das Judenchristentum. Untersuchungen über Gruppenbildungen in der frühen Christenheit. Dap-Taschenbücher 376, Bern und München 1964, 107 [s. u. S. 126 f.].

² PL 22, 924. Zitiert bei H. J. Schoeps, s. a. a. O., 105.

³ W. Bauer, Rechtgläubigkeit und Ketzerei im ältesten Christentum, 2. Aufl. Mit einem Nachtrag hrsg. von G. Strecker = Beiträge zur historischen Theologie, Bd. 10, Tübingen 1964, 245–287. Dort eingehende Würdigung der Literatur.

⁴ Joachim von Fiore, Super Quattuor Evangelia, 55, 17; vgl. dazu den instruktiven Artikel von B. Hirsch-Reich, Joachim von Fiore und das Judentum; in: Judentum im Mittelalter. Hrsg. von Paul Wilpert = Miscellanea Mediaevalia IV, Berlin 1965 (im Druck).

⁵ Vgl. dazu zuletzt die Artikel von E. Colomer und H. Kellenbenz, in: Judentum im Mittelalter. Dort ausführliche Literaturangaben.

⁶ P. Browe, Die Judenmission im Mittelalter und die Päpste = Miscellanea Historiae Pontificiae, Rom 1942, 99. Es ist mir nicht ganz begreiflich, wie G. Baum, a. a. O., 345 Anm. 37 daraus eine Überheblichkeit der Judenchristen gegenüber den Heidenchristen folgern kann.

führt zu einem vertieften Begreifen des Zusammenhanges zwischen dem alttestamentlichen und dem neutestamentlichen Volk Gottes, der Vorbildlichkeit des ersterwählten Volkes der Juden für das Gottesvolk, das in der Kirche gesammelt ist. Aus diesem Grund haben viele Bischöfe sich dafür ausgesprochen, die Erklärung über die Juden der Konstitution über die Kirche einzugliedern oder aber ihr anzufügen. Auf die Bedeutung des von Gott erwählten Volkes des Alten Bundes für die Kirche hat nicht zuletzt Kardinal Lercaro in der Debatte über die Judenerklärung auf der III. Session des II. Vatikanischen Konzils hingewiesen (s. o. S. 15 f.). Aber auch der Text der Erklärung selbst, wie er am Ende der III. Session vorgelegen hat, betont in diesem Zusammenhang: „Die Kirche kann nicht vergessen, daß sie von dem Volk, mit dem Gott aus seiner unaussprechlichen Barmherzigkeit den Alten Bund eingehen wollte, die Offenbarung des Alten Testaments empfangen hat, und daß sie von der Wurzel des guten Ölbaums genährt wird, in den die Zweige aus dem wilden Ölbaum der Heiden eingepflanzt sind.“ Aus dieser Erkenntnis folgt der Wunsch nach gemeinsamem Gespräch. Dieses Gespräch ist auch für den ökumenischen Aufbruch innerhalb der Christen nicht bedeutungslos. Bernard Lambert ist der Meinung, daß der Ökumenismus zu eng sei, wenn in ihn nicht auch die Juden einbezogen werden. Er mißt Israel, nicht dem israelischen Staat, wohl aber dem jüdischen Volk, eine entscheidende Rolle im Dialog der Wiedervereinigung der Christen zu. Ja, er findet, Israel könne die Aufgabe eines Schlüssels zufallen für den Ausgang aus der Sackgasse, in die das innerchristliche Gespräch hineingeraten sei, und er fordert, der römische Stuhl, d. h. also der Papst, der doch den Vorsitz in der Liebe führen müsse, solle die Initiative zur Versöhnung zwischen Juden und Heiden ergreifen¹. Mit diesem Wunsch stimmt er mit vielen Konzilsvätern überein. Vielleicht am schönsten hat der Koadjutor von Straßburg, Leon Arthur Elchinger, den Wert des christlich-jüdischen Dialogs gerade auch für die Christen zum Ausdruck gebracht (s. o. S. 17 ff.). Man könnte nun freilich einwenden, das Bild, das dort von Juden gezeichnet wird, sei zu einseitig auf die religiösen Juden abgestimmt. Zu sehr sei die Rede vom Studium der Bibel und zu wenig von der Bedeutung des Talmud für die religiös bestimmten Juden. Man darf dabei aber nicht übersehen, wieviel biblisches Gut sich auch im Talmud findet. Gewichtiger wäre der Einwand, daß jüdische Glaubensweise auch von wohlmeinenden Christen viel zu sehr in den Denkschemata des eigenen Glaubens begriffen wird. Das gilt ganz gewiß von der Beurteilung der jüdischen Glaubensweise durch Bernard Lambert.

Die Abgrenzung christlicher und jüdischer Glaubensweise ist schon mehrfach versucht worden. Am eindrucksvollsten wohl von Martin Buber in seiner Schrift: *Zwei Glaubensweisen*². Er verwendet zur Charakterisierung der beiden Glaubensweisen die Worte *Emuna* und *Pistis*. Das hebräische Wort *Emuna* bedeutet ihm ‚Vertrauen‘, Glaube ist in diesem Sinn ‚Vertrauen auf Gott‘. Das griechische Wort ‚*Pistis*‘ versteht er als ein ‚Für-wahr-Halten‘, ein ‚Glauben an‘. Während jüdischer Glaube ein sich im Gehorsam unter Gott Stellen ist, ist christlicher Glaube vielmehr glaubensinhaltlich bestimmt. Die dogmatische Auseinandersetzung spielt daher im Leben der Kirche eine größere Rolle als im Judentum. Früh schon wurde die Christenheit in einander feindliche Kirchen zerrissen, während Sektenbildung im Judentum relativ selten ist. Dafür ist freilich Judentum oft genug in Gesetzlichkeit erstarrt. Bubers Konzeption wird von christlicher und jüdischer

Seite vielfach bestritten. Christlicherseits ist immer wieder darauf hingewiesen worden, daß Glaube auch im christlichen Verständnis nicht nur ein Für-wahr-Halten ist, sondern mindestens ebensosehr ein Vertrauen. Jüdischerseits wird bemerkt, daß der jüdische Glaube viel stärker dogmatisch bestimmt sei, als man das unter dem Einfluß der liberalen evangelischen Theologie behauptet habe. Buber hat diesen doppelten Einwand vorausgesehen und darum in *Zwei Glaubensweisen* ausdrücklich erklärt, daß historisch gesprochen sich *Pistis* auch im Judentum und *Emuna* auch im Christentum findet. Doch sei das nicht entscheidend für den Nachweis der typischen Glaubensform. Nun kann man freilich Buber abermals entgegnen, indem man darauf hinweist, daß es keineswegs von vorneherein ausgemacht ist, daß jüdische Glaubensweise typisch gesprochen *Emuna*, und christliche *Pistis* sei, sondern daß vielmehr auch vom Typischen her jüdische Glaubensweise nicht der *Pistis*, christliche nicht der *Emuna* entraten kann. Dennoch bleibt Bubers Versuch im Sinne einer annähernden Bestimmung bzw. Abgrenzung der beiden Glaubensweisen erwägenswert. Heilsam ist die von ihm gemachte Unterscheidung, weil sie auf die Gefahr hinweist, gleichlautende Begriffe in beiden Glaubensweisen ohne weiteres für gleich anzusehen. Das Gespräch zwischen Juden und Christen bedarf also eines sorglichen Hinhörens, damit es nicht zu neuen Mißverständnissen kommt, doch gilt dies schließlich von jedem ökumenischen Gespräch, auch dem, das zwischen Christen einander oft sehr nahestehender, doch verschiedener Konfessionen geführt wird. Gespräch ist nicht ohne Fragen, ja ein sich gegenseitig In-Frage-Stellen möglich. Der Dialog, der von den Konzilsvätern in so eindrucksvoller Weise gefordert wurde, steht erst ganz am Beginn.

Worüber aber kann dieser Dialog sein? Martin Bubers Deutung der beiden Glaubensweisen zeigt uns, daß offensichtlich nicht jedes Thema sich in gleich fruchtbarer Weise einem Gespräch zwischen Christen und Juden erschließt. Gespräch wird möglich sein im Rückgriff auf die Heilige Schrift selbst, im Fragen nach dem Sinn der dort auftauchenden Begriffe und Bilder, wie die von Bund und Erwählung, Gericht und Heimholung. Wenn wir meinen, daß von diesen Begriffen zuerst die Rede sein soll, dann nicht deshalb, weil wir andere gewissermaßen tabuisieren wollen. Freilich sind manche Themen durch die Geschichte verfehlter Religionsgespräche belastet. Sie zu erarbeiten, ist nur möglich in einer Haltung gegenseitiger Offenheit und Bereitschaft. Zu diesen Themen gehört wohl an erster Stelle das Gespräch über Jesus, den wir als den Christus bekennen. Doch hat die Forschung über den historischen Jesus und den Christus des Glaubens auch hier den Boden zu fruchtbarem Gespräch bereitet. In diesem Zusammenhang darf wieder Martin Buber genannt werden, der am Anfang von *Zwei Glaubensweisen* bekennet, was er zumal evangelischen Theologen zur Findung des Eigenen verdanke.

Die Fruchtbarkeit des Gespräches wäre um so größer, wenn Kirche nicht nur um ihres Ursprungs willen Kirche aus Juden und Heiden genannt werden könnte, sondern wenn Israel in der Kirche lebendig wäre. Wir erwähnten schon, daß für die Kirche selbst eine judenchristliche Gemeinde in Israel von Bedeutung ist. Sie ist es aber vielleicht doch auch für die Juden in Israel. Freilich begegnet dem Wirken der Kirchen in Israel nicht selten Mißtrauen und Ablehnung jüdischerseits. Insbesondere wird eine christliche Missionstätigkeit von den Juden in Israel abgelehnt (vgl. FR XV, 57/60, 106 f.). Die christlichen Religionsgemeinschaften haben daher am 18. Juli 1963 der Regierung in Israel und der Presse eine gemeinsame Erklärung übergeben, in der sie sich von jeder Proselytenmacherei distanzieren und ebenso von dem Vorwurf, die Missionen versuchten, die Juden ihrem Volke zu entfremden. Sie erklärten: „Wir sind überzeugt, daß ein Jude, der Christ wird, ein Glied seines Volkes bleibt, wie er es von Geburt ist.“ Denen, die nach langer Prüfung aus eigenem Entschluß zur Überzeugung kommen, daß der Weg ihres Heils der der Kirche ist, kann die Aufnahme nicht versagt

1 B. Lambert, *Das ökumenische Problem*, Freiburg 1964, Bd. 2, 215 und: *Von Rom nach Jerusalem, Briefe vom Konzil*. Herder-Bücherei 1964, 170 ff. (s. u. S. 143).

2 M. Buber, *Werke*, Bd. 1. Schriften zur Philosophie 1962, 651–782; vgl. dazu die Beiträge von E. Brunner, M. Brod und H. U. von Balthasar, in: M. Buber, hrsg. von A. Schilpp und M. Friedman, Stuttgart 1963, in der Reihe: *Philosophen des 20. Jahrhunderts*. Vgl. FR XV, 126 f. Außerdem W. P. Eckert, Martin Buber — *Zwei Glaubensweisen* — Frage und Versuch einer Antwort, in: *Judenhaß — Schuld der Christen?* a. a. O. 439–456 (s. u. S. 140 ff.).

werden. Aber das hat nichts mit dem Versuch zu tun, mit irgendwelchen unlauteren Mitteln auf Seelenfängerei auszuweichen. Wohl aber erkennen es die christlichen Gemeinschaften und Kirchen als Aufgabe an: „Durch Gottesdienst, in Freundschaft allen gegenüber, und durch loyales Teilnehmen am wirtschaftlichen, bürgerlichen und kulturellen Leben der Nation zu bezeugen, daß Jesus für die gesamte Menschheit

die Wahrheit und das Leben ist.“ Somit kommt also der Kirche aus den Juden in Israel auch den Juden gegenüber eine besondere Aufgabe zu. Kirche aus Juden und Heiden aber sollte allen ein Beispiel der Versöhnung geben, wie es in der Konzils Erklärung heißt: „Die Kirche glaubt nämlich, daß Christus, unser Friede, Juden und Heiden versöhnt und aus beiden eins gemacht hat (vgl. Eph. 2, 14. 16).“

5. Die jüdisch-christliche Ökumene

Bericht über eine trikonfessionelle Studienwoche in Bergenaan Zee/Holland vom 14. bis 20. Juni 1964¹

Vom 14. bis 20. Juni 1964 kamen in dem holländischen Ort Bergenaan Zee katholische und evangelische Christen und Juden zusammen, um über die Frage der jüdisch-christlichen Ökumene zu sprechen. Die Studienwoche, an der ungefähr 40 Pfarrer und Theologiestudenten und eine kleinere Gruppe von Vertretern des Judentums teilnahmen, wurde geleitet von Rabbi *Soetendorp*, Rabbiner der liberalen Gemeinde in Amsterdam, Dr. *van Praag*, einem jüdischen Pädagogen und Schriftsteller, Dr. *C. Rijk*, Professor der Bibelexegese an dem katholischen Großen Seminar von Warmond, und den evangelischen Pfarrern *van Rijn* und *Kroon*. Da es sich nicht so sehr um ein Zusammensprechen als vielmehr um ein Zusammenstudieren handelte, war Professor David *Flusser* von der hebräischen Universität von Jerusalem eingeladen worden, für die Gruppe Vorlesungen über den jüdischen Ursprung des Christentums zu halten. Prof. *Flusser*, der in Jerusalem frühchristliche Literatur doziert, war in den Niederlanden und besonders auch den Teilnehmern der Studienwoche durch seine Vorträge über das Frühchristentum bekannt, die er voriges Jahr an verschiedenen holländischen Universitäten gehalten hat. In Israel ist David *Flusser* auch außerhalb des Universitätskreises bekannt und beliebt als Radiosprecher, in welcher Funktion er oft über christliche Themen und über aktuelle Ereignisse in der christlichen Welt spricht. Auf seinem Fachgebiet der frühchristlichen Literatur ist Professor *Flusser* besonders am Problem des Verhältnisses von Frühchristentum und Judentum interessiert [vgl. FR XV, S. XXI]. Daß dabei das Qumran-Studium eine große Rolle spielt, ist selbstverständlich. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat Professor *Flusser* in vielen Aufsätzen auf hebräisch, englisch oder deutsch veröffentlicht. Zwei wichtige hebräische Aufsätze über den jüdischen Ursprung des Christentums und über die Johannaufsteige wurden im Zusammenhang mit der Studienwoche in Bergen ins Holländische übersetzt und herausgegeben. Ein größeres Werk von Prof. *Flusser*, das über Johannes den Täufer handelt, ist in Vorbereitung und wird auf deutsch in der Reihe „Arbeiten zur Geschichte des Spätjudentums und Urchristentums“, herausgegeben vom Institutum Judaicum in Tübingen, erscheinen.

Die jüdisch-christliche Studienwoche wurde eingeleitet mit einem Vortrag von Prof. *Rijk* über die Frage „Ist ein ökumenisches Gespräch möglich ohne das Judentum?“ Professor *Rijk*, der in den Niederlanden eine führende Rolle im jüdisch-christlichen Gespräch spielt, hat in seinem Vortrag die These vertreten, daß das ökumenische Gespräch über die Einheit der Christen nicht ohne das Judentum geführt werden kann. In der Geschichte des Christentums wurde all die Jahrhunderte hindurch die Existenz des Judentums immer als eine merkwürdige und sogar störende Tatsache angesehen. Das

Christentum war dem Judentum gegenüber nie indifferent: die Juden sollten sich bekehren, oder sie sollten ausgestoßen und sogar vertilgt werden. Das Judentum hat diesen dauernden Angriff von seiten des Christentums zum Erstaunen der Christen bestanden. Erst in unseren Tagen, nachdem das Judentum gelitten hat wie nie zuvor und nachdem der Staat Israel entstanden ist, wächst im Christentum der Gedanke, daß Israel ein Geheimnis ist, das, vom christlichen Glauben aus, völlig neu verstanden werden muß. In dieser Einsicht ist das ökumenische Gespräch zwischen Christen und Juden entstanden.

Unter „ökumenisch“ versteht Prof. *Rijk* das Bestreben der Kirchen, aus der Geteiltheit heraus zur Einheit zu kommen. Wie diese Einheit aussehen wird, kann nicht vorausgesagt werden. Es liegt beschlossen im Geheimnis des einheitskennenden Geistes Gottes. Von den Christen wird gefordert, daß sie ihre eigene Glaubenstradition bewußt erleben, aber ohne Stolz und Selbstgenügsamkeit. Jede menschliche Realisierung von Gottes Offenbarung, individuell oder in Gemeinschaft, ist einseitig und mangelhaft. Jeder muß deshalb auch offenstehen für die bei den anderen realisierte Offenbarungswirklichkeit Gottes, die er auch in sein Leben aufzunehmen versuchen muß.

Diese ökumenische Haltung gilt nicht allein für die Christen untereinander; der Christ muß allen Menschen gegenüber ökumenisch sein nach dem Wort von Paulus: „Was wahr ist, was würdig und recht, was rein, lebenswert, edel, was irgend mit Tugend und Lebenswertem zu tun hat, darauf richtet euer Sinnen und Trachten“ (Phil 4, 8). Die ökumenische Haltung ist aber nicht allen Menschen gegenüber gleich; so besteht auch eine besondere Ökumenizität der Christen dem Judentum gegenüber.

Das Christentum glaubt, daß Gott sich auf besondere Art dem Volke Israels im Zeitalter des Alten Testaments offenbart hat. Viele Christen meinen aber, daß diese Offenbarung für das Volk Israel beim Entstehen des Christentums aufgehört hat, das das neue Israel genannt wird. In unseren Tagen wächst aber in der christlichen Theologie ein neues religiöses Verständnis vom Volke Israels: man erkennt, daß Gott noch immer mit seinem Volke ist und daß die Offenbarung des Alten Testaments für das Volk Israels nicht aufgehört hat, obwohl es in Jesus von Nazareth nicht den Messias erkannt hat. Der Messias hat den Alten Bund vollkommen gemacht, aber nirgends steht im Neuen Testament, daß der Alte Bund aufgelöst wurde. Auch wird nie gesagt, daß Gott sein erstes Volk verstoßen hat und daß das Christentum den Platz des Judentums eingenommen hat. Paulus sagte von seinen jüdischen Mitbrüdern (und gemeint waren die Juden, die nicht an den Messias glaubten): „Sie sind Israeliten; sie besitzen den Stand der Sohnschaft, die Herrlichkeit Gottes, den Bund, die Gesetzgebung, den Gottesdienst, die Verheißungen...“ (Röm 9, 4–5). Diese Gaben wurden also nie von Israel weggenommen: „Denn unbereut sind die Gnadengaben und die Berufung Gottes“ (Röm 11, 29).

¹ Wir verdanken dieses Manuskript der „Herder-Korrespondenz“, der Bericht ist in ihrer englischen Ausgabe (I, 9–10/September–October 1964, p. 264 sq.) veröffentlicht.